

ZEUGENSCHRIFTTUM

25-2435-1

Name: HEWALD,	ZS Nr. 2435	Bd. I ,	Vermerk:
katalogisiert Seite: Sachkatalog: Bes. Zonen E-3-Überwachung Kgf. u. Int. -5-Torgau (Fort Zinna) " -5-Fünfeichen " -4-UdSSR " -3-Behandlung Privatschriftgut	Personen: Hewald,		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert:Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Hans-Joachim Hewald
Vogelpothsweg 22
4600 Dortmund 1

Dortmund, den 23.08.91

0857
23-24352

KOPIE
angefertigt

Eingegangen	
23.08.91 01692	
<i>Arck</i>	<i>u</i>

An das Institut für Zeitgeschichte
Leonrod - 46 b
8 000 München 19

Sehr geehrte Damen und Herren,

beiliegend übersende ich Ihnen zur Kenntnisnahme 17 Seiten aus dem Tagebuch meines Vaters über seine Verhaftungen in der damaligen DDR sowie seine Haftzeit in den sowjetischen Lagern Torgau und Fünfeichen bei Neubrandenburg. Es ist zum Beispiel wichtig, daß nach den Gräbern unter den Äckern rund um das Lager Fünfeichen gesucht wird.

Mit freundlichen Grüßen

Hewald

Institut für Zeitgeschichte	
Akt. 8132192	St. 252435
Rep. /	Abt. Ron

~~Am~~ Im August 1990 habe ich das Tagebuch meines Vaters bekommen, er war im Mai 1989 bei einem Verkehrsunfall, im 86. Lebensjahr, tödlich verunglückt.

Er hat ~~aus dem Tagebuch~~ ^{über} seine Zeit in den russischen Konzentrationslagern berichtet, ich glaube es ist interessant und wichtig über diese Zeit zu erfahren, deshalb werde ich jetzt aus dem Tagebuch meines Vaters berichten:

Heute habe ich die Lektüre von Solschenizyns Buch „Der Archipel Gulag“ beendet, es ist gut, daß dieses Buch geschrieben worden ist. Und der Mut des Autors, so etwas in Rußland zu tun, ist zu bewundern. Es ist grauenhaft, wie die Kommunisten in Rußland ihre eigenen Landsleute mißhandelt haben. Dabei betraf es Unschuldige, die nur eine andere Meinung, als die vom Regime verordnete, hatten. Oft war nicht einmal das der Fall. Wenn auch die dort praktizierten Mittel und Methoden brutaler waren als bei uns nach dem Einmarsch der Russen, so waren doch Stil und Zweck die gleichen. Auch bei uns mußten die Menschen verschwinden, die bei der Einführung und Befestigung des kommunistischen Regimes hinderlich sein konnten. Auch ich bekam das während meines fast dreijährigen Aufenthaltes in russischen Konzentrationslagern zu spüren.

Um die Bevölkerung einzuschüchtern wurden häufig Verhaftungen vorgenommen, ohne offensichtlichen Grund. Einmal wurde ich verhaftet, weil ich die ausgedroschene Wintergerste, wie wir es vom Kriege her gewöhnt waren, an die Malzfabrik in Landsberg geliefert hatte. Ein anderes Mal wurde ich mit noch anderen, darunter mein Vetter Richard Schaaf aus Emsdorf im Saal des Gasthofes in Emsdorf einen Tag und eine Nacht eingesperrt. Am anderen Tag wurden wir per Lastauto nach Halle gebracht zur russischen Kommandantur, dann ließ man uns wieder laufen. Wenige Tage später wurde ein Trupp Verhafteter durch Bageritz getrieben, darunter befand sich ^{Georg} Wolf ^{aus} ~~von~~ Brodau,

mich nahmen sie auch mit. Zunächst ging es bis Stennewitz. Dort wurde in der Molkerei übernachtet. Am anderen Morgen wurden wir wieder mit einem Lastauto bis kurz vor Halle gefahren, dann ging es zu Fuß durch die Stadt zur Dienststelle des NKWD in der Merseburger Straße. Dort wurden wir verhört. Von Golf und einigen anderen Landwirten verlangten die verhörenden Offiziere Schweine und Kälber zum schlachten. Von mir nichts, wahrscheinlich weil sie mehrere Tage zuvor bei uns mehrere Schweine geplündert hatten. Und da ich mich darüber bei der Kommandantur mit Angabe des Auto-kennzeichens beschwert hatte, wurde ich eben mit verhaftet, um die Macht des Geheimdienstes zu demonstrieren und zur Warnung.

Ein anderes Mal hatte ich mich rechtzeitig zu Öhlickers in Lohnsdorf in Sicherheit gebracht. Von dort aus stand ich mit Harticks in unserem Dorf in telefonischer Verbindung. Dabei erfuhr ich, daß die Russen an meiner Stelle den Vater mitnehmen wollten. Also fuhr ich nach Hause und ließ mich wieder mit nach Halle nehmen, wo sie mich wieder freiließen.

Alle Maßnahmen der Russen waren willkürlich und brutal, und die deutschen Kommunisten übernahmen diese Methoden.

Eines Tages erschien ein NKWD-Offizier und versuchte, mich als Spitzel zu gewinnen. Ich habe natürlich abgelehnt. Einige Tage später kam er wieder, diesmal in einem Smoking mit bunter Krawatte, den er wahrscheinlich geplündert hatte. Ich lehnte sein Verlangen wieder ab.

Einige Tage darauf wurde ich von einem deutschen Polizisten „im Auftrag des NKWD“ verhaftet und mit einem Lieferauto nach Delitzsch gebracht. In Peterwitz wurde noch Willi Metzsch, der See-offizier gewesen war, dazugeladen. Im Hause des Schweinehändlers Karl Nickel in der Eilenburger Straße wurden wir an die Russen abgeliefert. Beim Abschied zu Hause habe ich nicht damit gerechnet,

daß die Trennung so lange dauern und ich den Vater nicht wieder sehen würde. Nun hatte der Vater beide Söhne verloren. Mein Bruder Ulrich galt seit den Kämpfen in der Normandie als vermißt, und wir hatten seitdem nie von ihm gehört.

In Nickels Haus wurden wir in den Keller gebracht. Dort befand sich schon eine Anzahl Häftlinge, darunter verschiedene Bekannte. Die Kellerfenster waren zugemauert, Tag und Nacht brannte eine schwache Glühbirne. Wir saßen oder lagen auf unseren Mänteln, soweit wir einen hatten. Es war der 18. Oktober 1945. Wir feierten gerade den Geburtstag meines Sohnes Uwe, als ich geholt wurde.

An den darauffolgenden Tagen wurden wir auch verhört. Was man von uns erwartete und was man uns vorwarf, war daraus nicht zu entnehmen. Der verhörende war ein Zivilist mit einer unzureichend deutsch sprechenden Dolmetscherin. Als er bei mir nicht zum Ziele kam, holte er einen sehr anmaßend auftretenden männlichen Dolmetscher zu Hilfe. Und dessen Stimme kannte ich; vor mehreren Tagen hatte ich sie im Telefon gehört. Damals gab er sich als Bekannter meines Schwagers Paul Mehner aus und riet mir, wenn ich Schwierigkeiten hätte, mich an Louis Busch, den Sattlermeister in Landsberg, zu wenden. Das war so eigenartig, ich mißtraute dem Anrufer, er hatte auch seinen Namen nicht genannt. Ich hatte den Eindruck, daß das eine Falle für Busch sein könnte, denn auch dieser wollte nichts mit den Kommunisten zu tun haben, obgleich er auch kein Freund der Nazis gewesen war, woraus er auch nie einen Hehl gemacht hatte.

Eines Tages wurde auch ein jüngerer Landwirt aus Schlesien in den Keller gebracht. Ich empfand ihn sofort als etwas sonderbar und nicht zu uns anderen passend. Aber daß er als Spitzel fungierte habe ich erst gemerkt, als ich wieder in Freiheit war, denn zu dieser Zeit war er inzwischen der Vertreter der Landwirtschaft in der SED des Kreises Belitzsch geworden. Am Anfang meiner Haftzeit hatte ich

noch keine Erfahrung mit solchen Menschen. In Nickels Keller blieben wir etwa eine Woche. Dann wurden wir in eine Zelle des Amtsgerichtes gebracht. Aber diese Woche ohne Tageslicht hatte sich so ausgewirkt, daß unsere Haut eine ganz gelbe Färbung angenommen hatte. Die Zelle befand sich auch im Keller; aber das vergitterte Fenster ließ wenigstens etwas Tageslicht herein. In dem Raum von etwa 2,50 m Breite und 5 m Länge lagen wir zu 18 Mann. Der Abortkübel stand an der Tür. Einmal am Tage wurden wir für kurze Zeit in den Flur gelassen, da hatten wir auch Gelegenheit unser großes Geschäft zu erledigen. Die Verpflegung war knapp und mager. Später aber sollte sie noch schlechter werden. Ein junger Delitzscher wurde nach einigen Tagen entlassen. Mit diesem hatte ich verabredet, daß er nach Bageritz fahren und zu Hause über meinen Aufenthalt berichten sollte. Und wenn es möglich wäre, sollte er für mich Nachricht über das Befinden meiner Angehörigen in Form eines Briefes zurückbringen.

Da das Abortfenster an der Straßenseite angebracht war und immer einen Spalt breit geöffnet war, konnte man im Vorbeigehen etwas zwischen den Gitterstäben hindurch hineinwerfen.

Da unser Freund die Örtlichkeit und die Zeit unseres Aufenthaltes im Flur genau kannte, klappte es auch, und ich erfuhr, daß zu Hause noch alles in Ordnung war. Mit dem Brief warf er mir ein Päckchen mit Wurst und Speck mit herein. Das war für lange Zeit die letzte Nachricht von zu Hause..

Eines Tages wurde ich mit Willi Mertzsch und drei anderen ehemaligen Offizieren nach Torgau gebracht. Die Fahrt erfolgte in einem Autobus in Begleitung von mindestens acht Wachposten, die während der ganzen Reise die Maschinenpistolen nicht aus der Hand legten. Nach der Ankunft in Fort Zinna wurden wir zunächst gründlich gefilzt. Offiziell wurde nach Messern und sonstigen Gegenständen, die

als Waffen dienen konnten, gesucht. In Wirklichkeit hatte man es aber auf Wertgegenstände abgesehen. Da ich die Habgier der Russen kannte, hatte ich vorsorglich Uhr und Trauring zu Hause gelassen. Geldscheine hatten wir bei der Verhaftung in das Jackenfutter eingenäht. Meine Kameraden waren nicht so vorsichtig gewesen. Die konfiszierten Sachen wurden zwar in einer Liste aufgenommen, die die Häftlinge allerdings nicht in die Hand bekamen, natürlich auch nicht bei der Entlassung. Und unterschrieben wurde die Liste nicht von den Filzern, sondern von den Gefilzten. Eine typisch russische Methode, die man abgewandelt und den Umständen angepaßt in den Verträgen wiederfindet, die die Russen mit anderen Staaten abschließen, und in denen sie diese übers Ohr hauen.

Das Lager Fort Zinna bestand aus dem vielstöckigen steinernen Hauptgebäude, dem ebenfalls steinernen Torhaus und einer Anzahl Holzbaracken. Wir wurden zunächst in die Quarantänebaracke gebracht, nach einiger Zeit in eine andere Holzbaracke. Tagsüber konnten wir uns frei im Lager bewegen. Früh und abends war Zählappell. Nach dem Abendappell mußten wir bis zum Frühappell in den Baracken bleiben.

Die Baracken bestanden aus mehreren großen Räumen mit 50 bis 60 Insassen, das Steinhaus hatte Doppelzellen, die aber alle von 4 Mann belegt waren, auch die Walle war voll mit Häftlingen belegt, und das war die scheußlichste Unterbringung. In Fort Zinna befanden sich damals 6 000 bis 7 000 Gefangene, darunter sehr viele Bekannte; zum Beispiel unser Bürgermeister Alfred Jänicke, Max Wittig ~~Wass.~~ aus Sietzsch, Arno Jauck, Arthur Lindner und der Maler Brade aus Wiedemar, der Bäcker Berger aus Gollma, die Gebrüder Zietzsch aus Landsberg, unser Verwandter Otto Bolze aus Wöllmen, und viele andere aus der weiteren und näheren Umgebung, auch der letzte Herzog von Anhalt. Von meinen Bundesbrüdern traf ich dort Willi Wenzel, Erhard Remmicke, Erich Brünner, Ottomar Vogel und viele andere halesche

Landsmannschafter, und dazu viele andere Bekannte. Man war in guter Gesellschaft; es gab aber auch Außenseiter darunter, und deren wurde es im Laufe der Zeit immer mehr. Da waren zunächst die, welche sich von den Russen als Spitzel mißbrauchen ließen, und für eine Handvoll Machorka oder ein Stück Brot ihre Mithüftlinge wegen einer unbedachten Äußerung verrieten. Es gab auch solche, die ihren Kameraden das aufgesparte Brot stahlen. Und es gab solche, die ihren Stolz und ihre Haltung verloren und sich zu Russenknechten erniedrigten.

Gewiß war es eine schlimme Zeit, die wir durchmachten, und Hunger tut weh. Das schlimmste war aber die Trennung von der Familie und daß man nichts von zu Hause hörte.

Jeder Strafgefangene in einem zivilisierten Land darf regelmäßig Briefe abschicken und empfangen, ihn dürfen sogar seine Angehörigen besuchen. Wir waren vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten. Die Ungewißheit über das Schicksal der Familie war das grausamste. Die Gefangenen müde zu machen ist die Taktik der Kommunisten, und dafür haben sie viele Methoden zur Verfügung, die gebräuchlichsten und wirksamsten sind die vollkommene Isolierung von den Angehörigen und der Hunger. Als Verpflegung gab es zu Mittag einen Napf dünne Graupensuppe und für den übrigen Tag ein Pfund schlecht gebackenes klebriges Brot und einen Löffel (17 Gramm) Zucker. Man war immer hungrig. Um die Suppe etwas dicker zu machen taten wir zerzupftes Gras und Blätter dazu. Aber bald fand man keinen Grassalm mehr, und die Bäume waren kahl soweit man reichen konnte.

Auch das schlafen war ein besonderes Problem. Die dreistöckigen großen Holzregale standen an den Wänden. Dort lagen wir so dicht nebeneinander auf unseren dünnen Mänteln, daß wir alle auf derselben Seite liegen mußten. Wenn sich einer von der rechten Seite auf die linke Seite drehen wollte, mußte das die ganze Reihe von zehn bis zwölf Mann gleichzeitig tun. In den Sachen und auf der harten Unter-

lage war der Schlaf keine Erholung. Im Laufe der Zeit bildete sich an unseren Hüften und Ellenbogen eine dicke Hornschicht.

Aber eine größere Qual waren die Belästigungen durch die vielen Wanzen, die uns nachts keine Ruhe ließen.

Infolge der Unterernährung und sonstigen Beschwerden, auch der seelischen Belastungen stieg die Sterblichkeit unter den Häftlingen sehr schnell an. Einer der ersten Toten war ein Kaufmann aus Halle. Dieser war zuckerkrank und hatte bei der Verhaftung vorsichtshalber eine Menge Insulinampullen und eine Injektionsspritze mitgenommen. Bei der Filzung wurde ihm alles weggenommen und der schnelle Tod war die Folge.

Die Toten wurden außerhalb des Lagers auf dem Acker verscharrt. Das Gelände wurde vollkommen eingeebnet und später darüber hinweggepflügt. Die Beerdigungskommandos wurden, bevor sie ins Lager zurückkamen, gründlich gefilzt, falls jemand Skizzen über Begräbnisstellen angefertigt haben sollte. Wer dabei ertappt wurde, bekam mindestens fünf Tage Karzer. Das heißt, daß er dann nur jeden dritten Tag einen Napf Graupensuppe bekam. Mehrere Monate nach unserer Einlieferung wurden für alle Häftlinge ärztliche Untersuchungen durchgeführt, nicht etwa aus humanen Gründen, sondern um die noch gesündesten und kräftigsten herauszufinden. Von denen wurden mehrere Hundert nach Rußland zur Zwangsarbeit verschickt. Da ich kriegsbeschädigt war, hatte ich Glück und blieb davon verschont. Von den Verschleppten ist wohl niemand in die Heimat zurückgekehrt. Willi Wenzel, der sich mit unter den Aussortierten befand, hatte besonderes Glück. Er wurde in dem Zwischenlager, von dem aus der Abtransport erfolgen sollte, krank und wurde deshalb entlassen und konnte zu seiner Familie, die allerdings nicht mehr in Hillmersdorf war, zurückkehren.

Eines Tages mußten wir mit allen unseren Sachen antreten, und wurden unter starker Bewachung aus dem Lager hinausgeführt. Es ging

aber nur in ein neues Lager. Die ehemaligen Kasernen hatte man dazu hergerichtet. Wir kamen zu acht Mann in eine Stube, in der einmal zwei Soldaten gelegen hatten. Es gab zweistöckige Bettstellen und ebensoviel Wanzen wie in den Holzbaracken.

Fort Zinna wurde von uns geräumt, um in Zukunft verurteilte politische Häftlinge aufzunehmen. Im neuen Lager traf ich auch meinen ehemaligen Bataillonskameraden Leutnant Ziller, im Zivilberuf Amtsgerichtsrat in Sachsen. Er befand sich in einer Sonderbaracke, und wurde gerade von einem Lagerpolizisten zum Arzt eskortiert. Die Sonderbaracke war gewissermaßen ein Lager im Lager. Dort waren Häftlinge untergebracht, die den Russen besonders verdächtig waren und nicht mit den anderen zusammenkommen durften. Ich fürchte, daß man diese auch nach Rußland verschleppt hat.

Ich habe Ziller nur dieses einzige Mal gesehen, und dabei sagte er mir, daß er wahrscheinlich dieser Sonderbehandlung unterworfen wurde, weil er am Ende des Krieges eine Kosakeneinheit geführt hat.

Die Lagerpolizei bestand aus Häftlingen, meist ehemaligen Polizisten. Diese waren für die Ordnung im Lager verantwortlich, und bekamen dafür etwas mehr Graupensuppe. Auch die Abschirmung des Sonderlagers von dem übrigen Lager oblag der Lagerpolizei. Außer den Polizisten gab es aber noch andere, die zusätzliche Verpflegung bekamen. Der Lagerälteste und seine Mitarbeiter, die Blockältesten und Stubenältesten bekamen jeden Tag einen Nachschlag Graupensuppe. Ich war im neuen Lager auch zum Stubenältesten bestimmt worden, wechselte mich aber jeden Tag mit meinen Stubenkameraden ab, sodaß ich nur jeden achten Tag in den Genuß dieses Zuschlages kam. Hier wurde uns vorgeführt, wie im Kommunismus die Gleichheit der Menschen praktiziert wird. Das Küchenpersonal, ebenfalls Häftlinge, litt natürlich keine Not. Dort ernährte man

sich nicht von Graupensuppe, sondern von den gelieferten Zutaten. Auch der Lagerälteste und seine Umgebung waren oft auf den Weg zur Küche zu sehen, und profitierten von ihren Aufsichtsrechten. Lagerältester war Oberst Enke, ein aus dem Unteroffizierstand hervorgegangener Berufssoldat, ein Opportunist und Egoist. Der Spitzname „Sergeant Enke“ war bezeichnend.

Aus dem Körperzustand der Lagerinsassen konnte man schließen, ob sie zum Kreis der Privilegierten gehörten oder zur breiten Masse. In das Lager wurden laufend neue Häftlinge gebracht. Darunter befanden sich jetzt eine ganze Anzahl ehemalige Sozialdemokraten, das waren solche, die gegen den Zusammenschluß mit den Kommunisten waren, also die, welche den Weg von Grotewohl nicht mit gehen wollten. Auch einzelne Kommunisten wurden eingeliefert, diese hatten sich den Kommunismus anders vorgestellt, als er von Pieck und Ulbricht im Auftrag der Russen den Deutschen in der Sowjetzone aufgezwungen wurde.

Wie es draußen aussah, erfuhren wir nur von den Neulingen. Sonst lebten wir seelisch von Parolen. Das waren Nachrichten, die sich mit Windeeseile im Lager verbreiteten, Wunschträume, die jeder Grundlage entbehrten. Sie wurden aber gern geglaubt, weil in ihm oft die bevorstehende Entlassung eine große Rolle spielte, oder der Abzug der Russen und das ^(e)Widerkommen der Amerikaner.

In der ersten Zeit hatten wir uns noch durch Vorträge und anschließende Diskussionen ^(s)die Langeweile vertreiben und das Heimweh verringern können. Diese Art der Unterhaltung wurde aber sehr bald von den Russen verboten. Und man spürte allmählich die sich ständig steigende Bespitzelung; die Russen hatten viel Erfahrung in der Verpflichtung und dem Einsatz von Spitzeln. Wir wurden in unseren Unterhaltungen immer vorsichtiger, und man sprach sich offen nur dem gegenüber aus, dem man vollkommen vertrauen konnte und den man genau kannte.

Aber allmählich lernte man die Russenknechte kennen; dazu erniedrigten sich auch viele, der frühere Beruf spielte dabei genausowenig eine Rolle wie die frühere gesellschaftliche Stellung. So mancher Schlesier wollte jetzt auch kein Deutscher mehr sein, sondern Pole, und mancher frühere Sudetendeutsche war jetzt zweckmäßigerweise Tscheche.

Eines Tages versuchten mehrere junge Leute auszubrechen, wurden aber dabei von den Russen ertappt und totgeprügelt. Ein Friseur aus Großenhain war nach seiner Verhaftung zunächst in das Gefängnis in Torgau (Fischerdörfchen) eingeliefert worden. Nach einigen Tagen erfuhr er, daß sich seine Frau in einer Nachbarzelle befand. Dort starb sie bald an den Folgen von Mißhandlungen, die man ihr zugefügt hatte. In diesem Gefängnis ist bei den Verhörren überhaupt viel geschlagen worden, ebenso in Halle im „Roten Ochsen“.

Weil dieser Friseur im Lager darüber gesprochen hat, was er und seine Frau erlitten hatten, - die Russen hatten durch Spitzel davon erfahren - wurde er mit einer längeren Kerkerhaft belegt. Er ist dann auch bald gestorben. Ich glaube es war im Frühjahr 1947, als ich mit mehreren Nordost Mitgefangenen in eine Sonderbaracke verlegt wurde. Es stellte sich bald heraus, daß wir alle ehemalige Soldaten waren. Nach einigen Tagen mußten wir vor der Baracke in Marschkolonnen antreten und wurden unter starker Bewachung, sogar mit Schäferhunden, aus dem Lager hinausgeführt. Wie immer mußten wir uns dabei einhaken, um etwaige Fluchtversuche zu erschweren.

Diesesmal ging es auf den Güterbahnhof. Bevor es von Torgau abgeht, muß ich noch einiges erwähnen.

Eines Tages kam ein neuer Transport im Lager an. Diese Häftlinge waren noch elender als wir. Es waren dies die Überlebenden des schlesischen Lagers Tost. Noch vor mir war eine ganze Klasse

der Klosterschule Roßleben mit ihren Klassenlehrer eingeliefert worden. Diese Jungen waren 13 bis 14 Jahre alt, zwei von diesen waren inzwischen wahnsinnig geworden, blieben aber trotzdem im Lager. Auch unter den Erwachsenen waren verschiedene wahnsinnig. In Lager befanden sich auch Frauen und Mädchen. Diese waren in einer besonderen Baracke mit extra Einzäunung untergebracht. Auch die Frauen, die Kinder zur Welt brachten wurden nicht entlassen. Sogar Familien mit minderjährigen Kindern waren im Lager, die männlichen Familienmitglieder in der Männerunterkunft, die weiblichen in der Frauenunterkunft. Gemeinschaftsunterkunft für die Familie gab es nicht.

Auf dem Güterbahnhof stand für uns ein Güterzug bereit. Nach dem Einsteigen wurden die Waggons vollkommen geschlossen und verriegelt. Nur eine kleine Luke dicht unter dem Dach, ungefähr im Durchmesser 20 cm x 50 cm ließ etwas Licht herein.

Rechts und links des Eingangs waren zweistöckige Bretterbühnen angebracht, auf denen man sitzen und liegen konnte. In der Mitte befand sich die Latrine. Im Wagen waren ungefähr 40 Mann untergebracht. Niemand wußte wohin es ging, und wie lange die Fahrt dauern würde. Ich schrieb vorsorglich auf ein Stück Pappe, das ich gefunden hatte, einen Bleistiftstummel hatte immer irgend jemand bei sich versteckt, Grüße an zu Hause, und die Mitteilung, daß wir uns auf der Fahrt nach Osten befanden. Auf die Rückseite schrieb ich die heimatliche Adresse und wartete auf eine Gelegenheit, die Nachricht aus dem Zuge zu werfen. Diese Gelegenheit fand sich, als der Zug auf freier Strecke nach langsame Fahrt einen Augenblick hielt. Unser wagen stand gerade auf einem Bahnübergang, hinter der geschlossenen Schranke stand ein junges Mädchen mit einem Fahrrad. Als das Mädchen mich hinter der Luke erblickte, warf ich den zettel hinaus, sie winkte mir freundlich zu - und der Zug

fuhr weiter. Nach meiner Entlassung erfuhr ich, daß die Nachricht zu Hause angekommen war, in einem Briefumschlag ohne Absender. Diese Vorsicht war richtig; aber dadurch bestand keine Möglichkeit, auch später nicht, diesem hilfsbereiten Menschen zu danken.

Später sollte ich noch einmal Gelegenheit haben, heimlich eine Nachricht nach Hause zu schicken.

Bei jedem Halt des Zuges krochen die Wachmannschaften unter die Wagen und klopften die Böden ab um festzustellen, ob irgendwo ein Brett gelockert worden war. Das gleiche taten sie mit den Wänden und Dächern. Wenn wir auch wirklich gekannt hätten, hätte es doch keinen Sinn gehabt auszubrechen, denn dann hätten die Russen unsere Angehörigen eingesperrt. Dessen waren wir uns alle bewußt.

Kurz vor Frankfurt an der Oder war denn Endstation. Ich weiß nicht, wie lange die Fahrt gedauert hatte. Beim Einladen hatten wir Verpflegung für mehrere Tage bekommen.

Auf freiem Felde wurden wir ausgeladen und hatten dann noch eine ziemliche Strecke bis zum Lager Grohnenfelde zu marschieren, natürlich wieder eingeklinkt. Von jetzt an galten wir als Kriegsgefangene. Da Grohnenfelde das Durchgangslager für heimkehrende Kriegsgefangene war, hofften wir auf baldige Entlassung. Doch das war ein Irrtum.

Nach einigen Wochen oder Monaten wurden wir wieder in den schon bekannten Güterzug verladen. Diesesmal ging die Reise nach Westen. Über Berlin ging es dann nach Norden. Wieder wurden wir auf freiem Felde ausgeladen, und landeten nach kurzem Marsch eingeklinkt im Lager Fünfeichen bei Neubrandenburg.

Ein besonderes Erlebnis im Lager Grohnenfelde muß ich noch erwähnen. Wir waren dort in Kompanien eingeteilt. Alle Kompanien unterstanden dem von Torgau mitgekommenen Oberst Enke. Eines Tages wurde bekanntgegeben, daß wir alle eine von Enke und noch einem

Stabsoffizier aufgesetzte Ergebenheitsadresse an die Russen unterschreiben sollten. Wer dagegen sei, solle sich bei seinem Kompanieführer melden. Mit einem einzigen Kameraden ging ich hin und erklärte, daß wir nicht unterschreiben würden. Als er mich nach den Gründen fragte sagte ich ihm, daß wir keine Veranlassung hätten, uns bei den Russen für irgendetwas zu bedanken. Wäre ich es doch, müßte ich mich vor meinen Kindern schämen. Daraufhin unterblieb die beabsichtigte Speichelleckerei. Der Kamerad war aus Durs bei Magdeburg, und hatte mit seinen Kindern zusehen müssen, wie mehrere Russen seine Frau vergewaltigten.

Das Lager Fünfeichen hatte seinen Namen von dem Gut, auf dessen Boden es errichtet worden war. Wir galten weiterhin als Kriegsgefangene, und wurden zusammen in einer großen Baracke untergebracht. Oberst Enke war nicht mehr bei uns. Er war mit einem anderen Transport in ein anderes Lager gebracht worden. Unser neuer Barackenältester war ein Holländer mit Namen van de Pool, er war Sturmführer bei der Waffen-SS gewesen.

In Fünfeichen gab es anstatt Grängensuppe Sauerkrautsuppe zu essen. Ein Teil des Landes des ehemaligen Gutes wurde von Häftlingen bearbeitet, und auf diesem Land wurde Weißkohl angebaut. Die geernteten Kohlköpfe wurden in den noch vorhandenen Rübenblattsilos, in denen früher das Viehfutter bereitet wurde, eingesäuert, unzerkleinert und mit Strünken. Wenn dann das Sauerkraut fertig war, wie früher auf dem Hof das Sauefutter, stiegen ein paar Männer mit Mistgabeln und in Gummistiefeln hinein und gabelten täglich die Ration für das Lager in einen Futterwagen und brachten es zur Küche. Das einzige Schöne im Lager war die Aussicht auf den Tollense-See und die Umgebung von Burg Stargard.

Täglich gingen einige Arbeitskommandos aus dem Lager hinaus. Auf diesem Wege wurden auch, trotz ständiger Filzungen, ab und zu

Briefe hinausgeschmuggelt. Auch ich konnte so, gegen ein Stück Brot, einmal eine Nachricht mit hinausgeben.

Der Leiter einer Spar- und Darlehnskasse, in dessen Nähe ein Arbeitskommando eingesetzt war, riskierte es, die Briefe an sich zu nehmen und weiter zu befördern. Das war die zweite und letzte Nachricht, die von mir zu Hause ankam. Umgekehrt bekam ich später auf demselben Wege von Hennis (meiner Frau) Mutter die Nachricht, das Henni mit den Kindern nach Winnigsbode ^(in Westdeutschland) gerettet war, weil auch sie in ein Lager gebracht werden sollten.

Kurt Ohlicker mit seiner Familie und vielen enteigneten Landwirtsfamilien war es so ergangen, sie waren alle in Roitzsch interniert worden.

In diesem Brief erfuhr ich auch, daß es dem Vater gesundheitlich nicht gut ging, und daß Mehnors (mein Schwager) in Bageritz auf dem Hof waren.

In Mülfelchen starben täglich mehr Gefangene als in Torgau, wahrscheinlich weil durch die Haftzeit die Menschen inzwischen sehr an Widerstandskraft verloren hatten. Besonders groß war die Sterblichkeit während einer Diphtherieepidemie.

Ärztlich betreut wurden wir von Ärzten unter den Mitgefangenen. Da keine Medikamente zur Verfügung standen, konnten diese ihre Patienten nur beraten. Als Mittel gegen Diphtherie rieten sie, mit dem eigenen Urin zu gurgeln. Dazu gehörte ziemliche Überwindung; aber diese Heilmethode schien doch etwas zu helfen.

Eines Tages wurde ich Zeuge, wie der Barackenälteste einen älteren Mitgefangenen, einen Professor aus Berlin, schlecht behandelte. Ich nahm diesen sehr nachdrücklich in Schutz. Darauf meldete mich der Holländer beim russischen Lagerkommandanten, wahrscheinlich wegen Insubordination. Dafür bekam ich fünf Tage Karzer.

Im Lager lernte ich aber auch gute Freunde kennen. Vor allem

Schorsch Kühn und Gerhard Neumann aus Leipzig. Diese haben mich auch später noch in Bageritz besucht. Und mit Schorsch Kühn stand ich bis zu seinem Tode vor zwei Jahren (1972) im Briefwechsel, er ist fast 90 Jahre alt geworden. Trotz aller Enttäuschungen und Bedrückungen, und trotz der körperlichen und seelischen Not ist die Masse der Häftlinge tapfer und erständig geblieben. Diese leidenden Menschen fielen nicht auf. Es waren die Außenseiter, die rücksichtslosen Egoisten und Schmarotzer, die unangenehm auffielen.

Ich befand mich unter der ersten Gruppe, die entlassen wurde. Zunächst wurden wir wieder in eine Sonderbaracke gebracht, in der wir uns mehrere Wochen aufhielten. Wir hatten keine Verbindung mehr zum übrigen Lager, diese Baracke lag in unmittelbarer Nähe des Tores. Die Verpflegung wurde plötzlich besser, wahrscheinlich sollten wir nicht gar so ausgehungert in die Öffentlichkeit treten.

Eines Tages war es dann so weit. Wir wurden aus dem Lager geführt, dieses Mal nicht eingeklinkt. Die Wachtposten waren nicht so zahlreich wie sonst und nicht so schwerbewaffnet, und ohne Begleitung von Schäferhunden. So führte man uns bis in die Nähe eines kleinen Bahnhofes, dann ließ man uns laufen. Die Wachen blieben zurück und wir marschierten weiter, noch ein ganzes Stück in Reih und Glied.

Es war nicht so einfach, sich wie ein normaler Mensch zu bewegen. Vor der Entlassung hatten wir eine Entlassungsbescheinigung, einen Fahrschein und 10 RM Entlassungsgeld ausgehändigt bekommen.

Nach diesen fast drei Jahren Isolierung von der Außenwelt kam einem alles so fremd vor. Die Menschen waren anders geworden, die Kleidung hatte sich geändert, die jungen Leute trugen das Haar etwas länger.

Wir waren ungefähr fünfzig Entlassene und hatten uns, da der Zug ziemlich besetzt war, über alle Waggons verteilt. Ich blieb im

Gang stehen, die anderen vielleicht auch. Es dauerte lange, ehe man begann sich zurechtzufinden. Sicher fielen wir auch den anderen Reisenden auf, schon wegen unserer abgetragenen Kleidung und unseres erbärmlichen Ernährungszustandes.

Eine Frau lief durch den Zug und fragte uns, ob wir etwas über ihren Mann wüßten, ihr Name war Knecht. Ich konnte sie beruhigen und ihr versichern, daß ihr Mann an einem der nächsten Tage entlassen werden würde, denn ich hatte ihn in der Entlassungsbaracke flüchtig kennen gelernt. In Berlin mußte ich umsteigen, ich mußte vom Stettiner zum Anhalter Bahnhof, der vollkommen zerstört war, mit der U-Bahn fahren. Von der Stadt habe ich nicht viel gesehen, es war inzwischen auch dunkel geworden. Mir fiel auf, daß viel russische Offiziere unterwegs waren. Von Berlin aus war der Zug nicht sehr besetzt. Ab Bitterfeld war ich mit einem älteren Herrn allein im Abteil. Er hätte vielleicht gern ein Gespräch mit mir geführt und sagte: „Sie werden heute wohl noch eine große Freude bereiten“. Ich habe kaum darauf geantwortet, ich war so unruhig und habe fortwährend durch das Fenster in die Dunkelheit gesehen.

Endlich fuhr der Zug in Landsberg ein. Auf dem Bahnsteig begegnete mir als erste Bekannte Frau Borgaß. Es war der 28. Juli 1948. Von Frau Borgaß erfuhr ich, daß der Vater vor ungefähr einem Vierteljahr gestorben war, daß kurz vorher die entgültige Nachricht von Ulrichs Tod eingetroffen war, und daß Hermi mit den Kindern wieder in Bageritz war. In der Nähe des Bahnhofes Gollma kam mir Hermi mit dem Fahrrad entgegen, Frau Borgaß hatte sie angerufen. Jochen war inzwischen ein großer Junge geworden, auch Bärbel, Günter und Uwe hatten sich gut entwickelt. Günter fiel mir weinend um den Hals als er mich erkannte. Nun war ich wieder zu Hause, vieles war anders geworden.

164

163

164

Wohl die größere Hälfte der in die russischen Konzentrationslager eingelieferten Menschen ist dort, oder an den Folgen dieser Behandlung gestorben. Manche wurden zu Tode geprügelt, oder auf andere Weise umgebracht. Wie der Hallenser, der um sein Leben zu erhalten, durch den inneren Zaun der mehrfachen Einkünnung griff, wegen einiger Grasshalme für seine Suppe. Er wurde von Posten des benachbarten Turmes vorsätzlich und kaltblütig erschossen. Nach Aussagen vieler Augenzeugen hat der Russe mindestens sechs Schüsse aus seiner Maschinenpistole abgegeben, auch noch als das Opfer schon bewegungslos am Boden lag.

Aber von den russischen Konzentrationslagern und was dort geschehen ist spricht kein Mensch. Als der damalige Bundeskanzler Brandt bei seinem Treffen mit Stoph in Erfurt auch das ehemalige K.Z. Buchenwald besuchte, ehrte er die dort unter der Nazi Herrschaft Verstorbenen. Die 13 000 Toten von 1945 bis 1950 wurden mit keinem Wort für sie gab es ja auch kein Ehrenmal erwähnt, und offiziell weiß niemand wo sie liegen.

In allen DDR-Lagern zusammen sollen etwa 89 000 Menschen gestorben sein, nur 45 000 Menschen wurden entlassen, ohne die Menschen ^(gerechtes) die nach Rußland deportiert worden sind.

~~Das ist die größte Zahl von Menschen, die in den Konzentrationslagern der DDR gestorben sind.~~

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte	
Anz. 8A 32/32	St. ZS 2435
Rep. <input checked="" type="checkbox"/>	Aut. Paa